

Hannes Loichinger

*Die Nachleben der Institutionskritik (SEK-IK)*

*Dienstag, 12:15–13:45, OKP 2, 623, WiSe 2020/21 und SoSe 2021*

Wie „Schnee von gestern“ könnten Überlegungen zur arbeitsteiligen Produktion von Kunst, ihren vielfältigen Rahmen und der Institutionskritik der 1960er und 1970er Jahre erscheinen, schrieb der Kunstkritiker Craig Owens 1987 in seinem Aufsatz „From Work to Frame, or, Is There Life After ‚The Death of the Author‘?“. Er hielt dennoch an einer Analyse der Bedingungen künstlerischer Produktion und der Differenzierung in „Schauer, Käufer, Händler und Macher“ (Martha Rosler) fest. Owens galt dies als analytische Grundlage für eine materialistische kulturelle Praxis, die „sich die Voraussetzungen unterwirft und unterordnet, von denen sie selbst ausgeht“. Diese Praxis bedürfe, so Owens weiter, kontinuierlicher Selbstbefragung und Erneuerung, da gesellschaftliche Entwicklungen Effekte im Kunstfeld zeitigen und neue Positionen für das entstehen, was Owens als „critical activity“ bezeichnete.

Begleitet von zahllosen „birth pangs and the incessant deathbed proclamations“ (Julia Bryan-Wilson) – vergleichbar den anhaltenden Abgesängen auf Kritik zu Beginn des 21. Jahrhunderts –, und eingefasst von den Polen Aktivismus und Kunst als ästhetischer Praxis schreibt sich die mit Jean-Jacques Rousseau, Gustave Caillebotte, Marcel Duchamp oder der Konzeptkunst der 1960er / 1970er Jahre „beginnende“ Geschichte der von Institutionskritik informierten Praxisformen bis in die Gegenwart hinein fort. Im März 2020 sah sich der Kunsthistoriker James Meyer in der Zeitschrift *Artforum* zu folgender Feststellung veranlasst: „Perhaps the real story of institutional critique at present is its migration from the aesthetic to the non-aesthetic sphere—the protests and boycotts by artists and museum employees in response to the perceived inequities and hypocrisies of institutions that present themselves as serving the public interest.“ In der fortdauernden Kritik der Institution/skritik zeigt sich ihre Konjunktur als Modell und oftmals sind es gerade ein Ungenügen an Institutionskritik verlautbarende Praktiken, die in Diskurs und Praxis explizit an sie anschließen.

Zur Vergegenwärtigung der für die Diskursformation Institutionskritik einschlägigen Begriffe und konzeptuellen Rahmungen wurden im Seminar *Die Nachleben der Institutionskritik* an der Universität für angewandte Kunst in Wien kanonisierte Beispiele aus Theorie und Praxis diskutiert. Im Abgleich unterschiedlicher Historiografien galt es, Perspektiven auf die Vergangenheit dieser Diskursformation zu entwerfen. Aufgerufen wurden damit Möglichkeiten und Begrenzungen der institutionellen beziehungsweise infrastrukturellen Analyse und Kritik einer Gegenwart, in der sich die vielfältigen Formen ihres Nachlebens artikulieren – auch im Sinne eines Bezugsrahmens für das eigene Arbeiten.

Von einem Nachleben zu sprechen scheint nicht unproblematisch, da dies Institutionskritik als Genre oder dem Gestern überantwortete Mode in einen spezifischen historischen Rahmen verweist. Jedoch lässt sich die Figur des Nachlebens auch auf produktivere Weise begreifen als Bestimmung der Verhältnisse ihrer differenziellen Wirkungsgeschichte. So bezeichnen die „Nachleben der Institutionskritik“ eine komplexe Konstellation nicht nur diskursiver Effekte, die von einer engagierten Befragung der Institutionen, ihrer historischen Voraussetzungen, der Medien ihrer Vermittlung und der Frage nach der grundsätzlichen Anschlussfähigkeit an gegenwärtige Probleme und Diskussionen gekennzeichnet ist.

Am Seminar und anteilig auch der daraus entstandenen Publikation beteiligt waren Julia Burek, Sebastian Eder, Yael Marie Fidesser, Jorinna Girschik, Emma Kling, Richard Klippfeld, Katharina Mährlen, Alex Macedo, Carolina Rotter, Ludovico Scalmani, Florin Stanzer (WiSe 2020/21), Philip Tankarian, Valentin Unger, Lisa Wirzel und Ella Zwatz (WiSe 2020/21).